

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 274.

Mittwoch, 24. November

1926.

### Auf dem Eulenhof.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Noch dem gingen jetzt auch ganz andere Gedanken durch den Kopf. Er hatte Elise geschrieben, Heinrich sei wieder da, und die Folge davon war, daß die Genesene ihre schon geplante Rückkehr auf unbestimmte Zeit verschiebte. Ob sie überhaupt wieder nach Hause kommen könne, so lange dieser für sie unerträgliche Zustand bestehe, wisse sie nicht; sie wolle versuchen, die ihr angebotene Schmach zu verwinden, bezweifle aber, ob es ihr jemals gelänge.

Schon trug sich der Eulenhöfer mit dem mutigen Gedanken, ihr zuliebe es auf einen Kampf mit Heinrich ankommen zu lassen, da stellte ihn aber ein äußeres Ereignis wieder fest auf dessen Seite.

Er war mit ihm und Jakob zu einer Holzversteigerung in den Kleden gegangen, das erstemal, daß er sich seit fast einem Jahr dort wieder sehen ließ. Bei ihrem Eintritt in den Saal der „Krone“ stießen sich die Bauern mit den Ellenbogen an und tuschelten sich verwundert und hämisch ihre Bemerkungen zu. Der junge Kronenwirt, der wegen seiner Dreistigkeit „die Mösch“ genannt wurde, brachte ihnen das bestellte Riter Wein, aber nur zwei Gläser dazu, und als der Eulenhöfer noch ein drittes forderte, sagte er:

„Dem da schenk ich nix aus.“

Da rief einer aus der Schar ein lautes Bravo herüber, das ein allgemeines Beifallsmurmeln auslöste.

„Ich kann auch ohne deine Treiberbrüh leben“, erwiderte Heinrich verächtlich und erhob sich zum Gehen.

Aber auch der Eulenhöfer stand auf, ohne die Glasche berührt zu haben, warf das Geld auf den Tisch und sagte:

„Komm, Jakob! Den Wein schenken wir ihm.“

Als sie draußen waren, scholl ihnen ein ungestümes Lachen nach.

Heinrich hatte unter den Gästen auch den Eichmeister gesehen, bei dem er seine Schlafstube gemietet hatte. Am anderen Tag wurde sie ihm ohne weiteres gekündigt; aber er war froh darüber, weil er schon seit langer Zeit eine bessere Gelegenheit im Auge hatte. Ganz oben am Ausgang des Kledens, nahe beim Weg zum Eulenhof, wohnte der lustige, immer zum Scherzen aufgelegte Schuster-Philipp; bei dem war eine Kammer frei, und Heinrich hatte nun nicht mehr nötig, jeden Tag Spiekruten durch die Straßen zu laufen.

Trotzdem litt er aber noch weiter unter der Mißachtung, die ihm widerfuhr. Er glaubte sogar zu bemerken, daß ihm die Kinder scheu aus dem Wege liefen, und wenn ihm auf der Bergflur jemand entgegenkam, so geschah es oft, daß er ihn in einem weiten Bogen umging.

So von allen gemieden, suchte er Sonntags oft die fernen Bergdörfer auf, wo ihn niemand kannte, und setzte sich dort beim Schoppen fest. Er vergaß dann wenigstens auf Stunden, daß er ein Ausgestoßener war, wenn ihn auch das Elend nachher immer um so heftiger befiel. Seine Schalkhaftigkeit hatte er längst verloren; dafür aber war ihm eine verletzende Spottlust eigen geworden, die ihn auf dem Eulenhof nur noch verhaßter machte.

Auch das Singvögelchen fühlte sich dadurch abgestoßen, trotzdem sie eigentlich Mitleid mit ihm hatte. Vom Eulenhöfer war ihr gesagt worden, daß er nur durch einen unglücklichen Zufall ins Gefängnis gekommen sei, und sie dachte sich, daß so ein Mensch unter seinem Jähzorn wohl selber am meisten lide. Aber seinen beißenden Spott verabscheute sie von Grund ihrer Seele aus.

13.

Das Leben auf dem Eulenhof ging seinen verdrossenen, ungesegneten Gang, und die Pieder der braunen Rheinländerin waren schon viel seltener und leiser geworden.

Zudem verschlimmerte ein recht kaltes, nasses Frühjahr das Gichtleiden der waderen Babett so sehr, daß sie tagelang nicht aufstehen konnte.

„Nun mach ich altes Stüd euch auch noch Last“, klagte sie und wollte durchaus darauf bestehen, daß man sie ins Krankenhaus der Stadt bringe.

„Das fehlt noch grad“, meinte der Eulenhöfer; „all wollt ihr fort, und am End hab' ich gar keinen mehr, auf den 'n Verlaß ist. Wenn doch nur einmal die Elis wiederkäm!“

Aber Babett ruhte nicht eher, bis sie ihren Willen durchgesetzt hatte.

Der Arzt war schließlich von ihr bewegt worden, ein Machtwort zu sprechen. Ihr Leiden werde sich bei einer unregelmäßigen Behandlung nur noch verschlimmern, während eine sachgemäße Kur im Spital es vielleicht schon bald beheben könne. Man wartete deshalb einen wärmeren Tag im Mai ab und bestellte einen Krankenvagen, der sie zur Stadt brachte.

Eine Hoffnung setzte der Eulenhöfer zwar auf dieses neue Widernis, er glaubte, daß Elise jetzt nicht mehr länger zögern werde, wieder nach Hause zu kommen. Weil er jedoch selber nicht noch einmal bei ihr anhalten wollte, so mußte Jakob an sie schreiben. Aber auch jetzt blieb Elise bei ihrer Weigerung.

In dem Briefe schrieb sie:

„Mein Verlangen nach Hause ist so groß, wie es bei einem Kinde gewesen sein mag, das in der Fremde war. Aber es ist auch eine andere Stimme in mir, die sagt nein. Und ich weiß, wenn ich nicht auf sie höre, dann kommt wieder neues Unglück über mich. Solange Heinrich auf dem Hofe ist, kann ich nicht darauf sein. Ich will ihn nicht verklagen, er hat seine Tat ja gebüßt; aber wir beide sind wie Feuer und Wasser, die nicht zusammenkommen dürfen.“

Auf Dich, lieber Jakob, möchte ich ja gern hören. Von Kind auf hatte ich das Gefühl, daß Du es gut mit mir meinst, und vielleicht hättest Du mich auch vor etwas sehr Schwerem bewahren können, wenn ich immer nur auf Dich gehört hätte. Aber heute muß ich auch Deine Bitte abschlagen: ich kann nicht kommen. Ich hoffe ja gern, daß dieser Zustand nicht mehr lange dauert. So lange aber müßt Ihr Euch an Emilie trösten, die Euch ja ihre Heiterkeit ins Haus gebracht hat. Ich bin froh, daß Jakob sie gut leiden kann. Vielleicht läßt

Die Bild gearbeitet das die geblieben wirtschaflich sehr darauf großen Ersparnis allen nach 1914 solche Kreise war ger Zeit des achten h erhim wurde. Seit haupt n Drittel als die geführt worden. Rollverleuten Vären, Die schlen in dem gen M

Der guten Babett wünsche ich eine baldige Heilung und der Kathrin — Geduld; denn mit Zanen macht sie es doch nicht besser.“

Elisens Brief tat doch sein Gutes auf dem Eulenhof. Die ruhige Ergebenheit in das Unabänderliche, wie es aus jedem ihrer Worte sprach, stimmte auch dort versöhnlicher. Man hatte wenigstens den guten Willen zur Einträchtigkeit. Und wenn es auch in dem einen oder anderen schon mal aufwallte, dann erinnerte man sich des mild versöhnlichen Briefes, und aller Groll war wieder verslogen.

Auch die guten Ernteausichten heiterten die Gemüter etwas auf. Der Ackerboden quoll von Segen. Auf der Weide wuchs das Gras so üppig, daß nicht eine einzige Krippe im Stall leerzustehen brauchte. Die weißgeblekten Wälderkuhe strokten und glänzten von Gesundheit und Wohlgenährtheit. Das noch grüne Korn war schon mannshoch aufgeschossen, und auf den düstigen Aleeädern summten Tausende von Bienen um die lilafarbenen Blütenköpfchen.

Die Winzer hatten zwar ihre liebe Not. Schlimmer als je hauste der Sauerwurm in den Wingerten, und alles Spritzen mit Kupfervitriol, alles mühselige Auslesen der befallenen Beeren erwies sich als fruchtlos.

Und da sollte man nun Johannismarkt feiern mit Tanz und Gelagen in der Kameradschaft, wo kaum ein Viertelherbst zu erwarten war. Doch zum Trübsalblafen sei es auch im Winter noch früh genug, sagten sie sich; der Sommer lodte ja zu Lust und Liebe.

Emilie war nie auf einem richtigen Markt gewesen, und da der Eulenhöfer ihnen allen einen freien Tag gegeben hatte, so bot Jakob sich ihr als Begleiter an. Sie gingen an den Pferden mit den grunzenden, quiekenden Schweinchen vorbei, und es fehlte nicht viel, so hätte sie schon gleich mit dem ersten Händler eine Auseinandersetzung gehabt, weil er die kleinen, wusseligen Tiere so unbarmerzig an ihrem Ringelschwänzchen in die Höhe hob, um sie den Käufern anzubieten. Jakob jedoch belehrte sie, daß es so allgemeiner Brauch sei, und wies sie auch auf die Grausamkeit hin, mit der man die angebundenen Kinder stundenlang ohne Wasser in der Sommerhitze stehen ließ.

Recht viel Vergnügen aber hatte das Mädchen auf dem Krammarkt, an den Spielwaren- und Zuckerbuden, die von lärmenden Kindern umlagert waren. Da war ein wirres Getöse von Pfeifen und Tuten, da knallten die Pulverblättchen auf den kleinen Pistolen; aus einem der Zelte drang der Duft von altem Lebkuchen, und vor einem anderen standen die Hosenmähe und lutschten an ihren Buntzuckerstangen, daß ihnen die Brüste vom Mund herunterabberte.

„Sicher bist du mit der Elise auch oft auf den Markt gegangen“, sagte Emilie, als sie das Gewühl hinter sich hatten.

„Warum meinst du das?“ fragte Jakob verwundert.

„Weil du von allem was erzählen kannst und weil ich von der Babett gehört hab“, daß die Elise es gut auf dich stehen hatte.“

„So?“ machte er gleichmütig tuend und sprach dann von etwas anderem.

Am Nachmittag führte er sie auf die „Musik“. Weil sie ein so düstiges weißes Leinentkleid mit selbstgestickter Bluse trug und voll Anmut in all ihrem Gebaren war, so durften sie sich getrost in den Saal der „Traube“ wagen, wo sonst nur die reicheren Winzer und die Fremden aus der Stadt zu finden waren. Das Jungvöll tanzte lieber im Kaisersaal, da durfte es auch schon mal was toller zugehen; der Traubenwirt jedoch hielt auf Benehmen.

Jakob ließ einen flüchtigen Blick über die Tische gleiten und sah, daß die Einheimischen ihren Wein in weißen Bitterflaschen vor sich stehen hatten, während die Städterleute ihn aus etikettierten grünen Spitzflaschen tranken. Als das weißbeschrüzte Aufwartmädchen kam, bestellte er eine Flasche Sonnenfeller. Der wuchs in der besten Lage der ganzen Gemarkung, da, wo die hoch ansteigenden Chöre so schmal und gedrängt waren, daß darauf

nur drei oder vier Weinstockzellen Raum hatten. Aber der Tropfen galt auch was.

Auf dem Orchester stimmten sie ihre Instrumente. Der Primgeiger und der bebrillte Klarinettenbläser trillerten ein paar Räufe in den Saal, dann spielte man die Donauwellen.

„n Walzer!“ sagte Jakob mit hochgezogenen Brauen und strich sich den kräftigen, geträufelten Schnurrbart.

Emilie merkte, daß er gern tanzen wollte, und lächelte ihm aus ihren glänzenden Kirshaugen aufmundernd zu.

Da faßte er sich ein Herz und legte mit werbendem Kopfniden seine Hand auf die wohlgebildete Rechte.

Sie wiegten sich in ruhigen Drehungen durch den Saal, und fast an allen Tischen wurde man aufmerksam auf das schöne Paar. Nachher kamen auch fremde Tänzer, um Emilie zu engagieren; Jakob aber tanzte nur mit ihr.

Als es Zeit war, daß daheim das Vieh gefüttert werden mußte, gingen sie fort. Der kühle Duft aus den Talwiesen wehte erfrischend ihre heißen Gesichter an, der Bach murmelte seine tiefgeheime Weise, und oben aus den Feden des Berghangs klang ab und zu ein verschlafener Vogellaut.

Da legte Jakob zaghaft seinen Arm um Emilie und sagte mit stotternder Stimme:

„Na, Kind, war es schön?“

„Sehr schön!“ erwiderte sie lebhaft, um ihn aus seiner Zärtlichkeitsanwandlung zu reißen.

Nach einer Weile glücklichen Schweigens zog er sie fester an seine Seite; aber er fühlte, daß sie ihm gelind widerstrebte.

„Emilie!“ flüsterte er.

„Nein, nicht Emilie!“ scherzte sie launig. „Ich weiß, was du deiner Elise versprochen hast.“

„Der Elise?“ fragte er staunend.

„Die Babett hat mir gesagt, ihr wolltet aufeinander warten; sie wußte es ganz genau.“

Wieder schwieg Jakob eine Zeitlang. Als aber die hellen Fenster des Eulenhofs in Sicht kamen, sagte er innerlich froh:

„Emilie, du bist ein gutes, goldiges Mädchen.“

„Du meinst aber deine Elise“, entgegnete sie treuherzig lächelnd.

Und Jakob wußte selber nicht, wie ihm zumute war. Am anderen Morgen aber schrieb er an Elise einen langen Brief; es war ihm, als wenn er ihr etwas abbitten müsse. Und doch fand er das Wort nicht, das er ihr so gern gesagt hätte. (Fortsetzung folgt.)

## Das Schickal eines Günstlings.

(Eine traurige Anekdote aus dem alten Rußland.)

Von Felix v. Levet.

Mirowitsch, ein junger Leutnant der Garde, durfte sich eine Zeitlang der intimen Gunst Katharinas II. erfreuen. Als die Kaiserin jedoch der stürmischen Glut des Liebhabers überdrüssig war und er ihr aus den verschiedensten Gründen unbequem wurde, ersann sie, zusammen mit ihrer Vertrauten, der Fürstin Daskow, folgenden raffinierten Plan, um sich Mirowitsch und zugleich ihres gefürchteten Feindes, des — allerdings schwachsinnigen — Prinzen Iwan, der auf „Schlüsselburg“ gefangen gehalten wurde, von der mit Katharina unzufriedenen Partei jedoch als Märtyrer und künftiger Rebellenführer auszuheben war, zu entledigen. Katharina wühlte den ihr slavisch ergebenen Mirowitsch zu bewegen, gewissermaßen einen fingierten Befreiungsversuch Iwans zu unternehmen; für diesen Fall war nämlich von Katharina seit langem die sofortige Tötung des Prinzen Iwan durch die Gefängniswärter, die dem Kommandanten Grafen Berednikow unterstanden, angeordnet worden. Der „Befreiungsversuch“ hatte natürlich programmäßig zu miflingen, und Katharina besah dann einen willkommenen Grund, auch Mirowitsch „wegen Hochverrats“ hinrichten zu lassen!

Alles ging nach Wunsch. Mirowitsch, der sich durchaus als gefügiges Werkzeug erwies, war bis zuletzt des Glaubens, Katharina könne ihn unmöglich in so gemeiner Weise pretsagen und hoffe, sie würde ihn, wenn er schon auf dem Schafott stünde, begnadigen. Tatsächlich hatte sie den einstigen Geliebten in der Nacht vor der Exekution des Todesurteils in seiner Gefängniszelle besucht, ihm Mut zugesprochen und ihm zugesichert, es solle alles nur zum Scherz

naheben — ähnlich, wie bei Scarola und Caravassio, denn sie mußte ja befürchten, Mirowski würde in seiner Todesangst das ganze niedrige und abgeartete Solot verraten.

Doch fiel tatsächlich sein Haupt in der Frühe eines Novembertages des Jahres 1765 durch das Beil des Henkers, und Katharina wohnte, ungeachtet der furchtbaren Winterkälte, die an diesem Tage herrschte, in ihrem Schlitten und in ihren reich besetzten Hermelin gebüllt, der grausigen Exekution bei! Mirowski aber blieb bis zuletzt frei von Todesfurcht, befahl er doch das Versprechen der Kaiserin, es würde alles nur „zum Schein“ geschehen; und als in der Ferne der Schlitten der Geliebten sichtbar wurde, küßte er innerlich und legte wohlgemut sein Haupt auf den Richtbloß. In dem Augenblick aber, als er meinte, Katharina werde das Zeichen zur Begnadigung geben, fuhr das Beil des Henkers nieder und ein tausendfacher Schrei des Entsetzens ging durch die Menge, die dem Schauspiel beizuwohnte.

## Türkische Schwänke.

Nach Mehemed Tewfik neu erzählt von Felix v. Popel

Wann naht das Weltende?

Auf die Frage eines Neugierigen, wann das Weltende zu erwarten sei, erwiderte Nassreddin, der stets sehr „kluge“ Antworten gab: „Wenn meine Frau stirbt, wird das kleine Weltende hereinbrechen, wenn ich sterbe, das große!“

„Der Vater seines eigenen Sohnes.“

Nassreddin wurde einst auf der Straße in Trauerkleidung angetroffen und erwiderte auf die Frage, wer denn gestorben sei, mit schlauer Miene: „Der Vater meines Sohnes ist gestorben!“

Wie Nassreddin zu seiner Frau kam.

Als einmal jemand zu Nassreddin in der Absicht, seine Frau eines unehrenhaften Lebenswandels zu bezichtigen, sagte: „Deine Frau läßt sich bald in diesem, bald in jenem Hause sehen!“, sagte er seelenruhig: „Nun ja, wenn sie nicht auch einmal in mein Haus gekommen wäre, so wäre sie ja nicht meine Frau geworden!“

Das beneidenswerte Haus!

Als einmal Buadem und sein Vater auf der Straße einem Leichenzug begegneten und der Vater auf Buadems Frage, wohin man denn den Toten bringe, erwiderte: „Sie bringen ihn in ein dunkles Haus, wo es weder zu essen, noch zu trinken, noch sonst etwas gibt“, da sagte Buadem nach einer Weile mit schlaudem Lächeln: „Wenn das so ist, Vater, dann wollen wir uns versehen, daß sie den Toten nicht in unser Haus bringen!“

Logische Begründung.

Als Buadem an einem Tage des Fastenmonats Ramasan, an dem vor Sonnenuntergang weder gegessen, noch getrunken, noch geraucht werden darf, beim Weintrinken er-

laubt wurde und vor den Kahl gebracht wurde, gab er sich Entschuldigung an, er habe zuvor zu viel gegessen und deshalb Wein getrunken, um seine Verdauung zu fördern. Ob Buadem mit dieser Entschuldigung bei den Richtern Glück hatte, wissen wir nicht, ein Wunder wäre es freilich, denn das Essen war ja an diesem Tage auch verboten.

## Silben-Kreuzwort-Rätsel.

1		2		3	4	5
				6		
7	8		9		10	11
		12			13	14
15				16		17
	18				19	
20			21		22	23
		25			26	27
28					29	

Anstatt der sonst üblichen Buchstaben sind Silben in die leeren Felder einzusetzen. Die Reihen ergeben: Senkrecht: 1. Fluß in Westafrika. 2. Schneiderwerkzeug. 4. Geschlossene Gesellschaft (auch Theaterfiskal). 5. Gesellschaftsspiel (auch Maskenmantel). 6. Farbe. 8. Weiblicher Name. 9. Rechter Nebenfluß der Donau. 10. Hauptstadt von Russland. 11. Südamerikanische Republik. 16. Griechischer Buchstabe. 20. Stadt in Westfalen. 21. Blutanal. 22. Widerspruch. 24. Fernsprecher. 25. Russische Münze. 27. Wasserjungfrau. — Wagerecht: 1. Musikstück (Abendständchen). 3. Nordamerikanischer Staat. 7. Innerer Körperteil. 9. Burtsorte. 11. Fluß in Mittelitalien. 12. Ölfrucht. 13. Schlachtort um 1812. 14. Getreide. 15. Bisher unerforschter Punkt der Erde. 17. Raubkatze. 18. Mäbigkeit an Essen. 19. Sommermonat. 20. Nüchternes Insekt. 21. Nadelblättrige Pflanze. 23. Bratenvogel. 25. Bootszubehör. 26. Mädchenname. 28. Militärischer Rang. 29. Griechischer Feldherr.

Auflösung des Geographischen Silbenrätsels in Nr. 288: 1. Berra. 2. Engadin. 3. Rudelsburg. 4. Dortmund. 5. Empoli. 6. Marseille. 7. Algäa. 8. Neuruppin. 9. Nabe. 10. Unterwalden. 11. Nischni Nowgorod. 12. Daffel. 13. Dsungarei. 14. Ipswich. 15. Riesengebirge. 16. Wustrom. 17. Ikehoe. 18. Reval. 19. Darmstadt. („Werde Mann und dir wird eng die unendliche Welt.“ Schiller: „Das Kind in der Wiege.“)

# Alt-Nassau

## Aus alt-nassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

XXII.

Die Urschrift des aus von Dankbarkeit überquellendem Herzen geschriebenen Briefes an den Geheimen Justizrat Falde schickte der Regierungsrat Bigelius an seinen Sohn mit dem Auftrag, ihn von Göttingen durch die Post nach Hannover zu befördern; eine Abschrift legte er dem Sohn zur Kenntnissnahme bei und schrieb ihm hinsichtlich der Erlangung des Freitags: „Diese Wohlthat thut der liebe Gott, und dem wollen wir dafür herzlich danken, und auch meinem wahren Gönner, dem H. Geh. Justiz Rath Falde dafür verpflichtet sein.“ Die Mahnung, sich durch verdoppelten Fleiß der Wohlthat würdig zu erweisen und so die Verlängerung um ein zweites Jahr zu erwirken, konnte natürlich nicht ausbleiben, denn darauf beruhe ja seine eigene Ehre und sein eigenes Wohl. Seltsam berührt der Schluß dieses väterlichen Schreibens vom 4. März, denn noch nie hatte der Regierungsrat so geschrieben: „Für jetzt weiß ich weiter nichts zu schreiben, als daß Deine Mama und Geschwister noch gesund sind, und daß wir hier noch sehr kaltes Wetter und im Feld und Waldungen vielen Schnee

haben. Gott sey mit Dir u. uns allen, u. verleihe Dir seinen ferneren göttlichen Segen zu Deinem Studiren. Wir grüßen Dich alle herzlich und ich bleibe . . .“ Es fällt ja überhaupt auf, daß in den Briefen des Vaters fast gar nichts über die häuslichen Verhältnisse, über häuslichen Verkehr, über die zahlreichen Verwandten zu lesen ist; man könnte etwa vermuten, daß ein lebhafter Schriftwechsel zwischen Mutter und Schwestern einer, dem Sohn andererseits stattgefunden habe, aber dafür liegen nicht einmal Anhaltspunkte vor; zweifellos würde doch der Student in einem Schreiben an den Vater gelegentlich auf Mitteilungen der Mutter Bezug genommen und wohl auch seine Reisen an die Mutter schon aus Portosparungsgründen dem Brief an den Vater beigelegt haben; denn dieser war darin sehr genau, obwohl ein gewöhnlicher Brief nur 10 Kreuzer kostete, und hatte sogar gelohnt, als Louis an seinen Schwager Math direkt schrieb. Einem Brief von der Mutter aus der ersten Göttinger Zeit enthält die Sammlung, der am 1. März sein Ziel erreichte; er ist die Antwort auf ein nicht erhaltenes Schreiben des Louis, worin er um die Überlegung des Klaviers bittet, und wurde im Auftrag des dienstlich stark in Anspruch genommenen Vaters geschrieben, um die bevorstehende Ankunft des gewünschten Klaviers anzuzeigen und eine demnächst abgehende Antwort des Vaters in Aussicht zu stellen. Die mütterlichen Zeilen enthalten ein paar Worte über die immer

verheiratete Tochter Auguste Währ und ihre Einrichtung im Hause des Schwiegervaters und über das erfreuliche Wohlbefinden des kleinen Fritz; sie schloß den Brief mit der Mahnung, fleißig zu sein und die Zeit gut anzuwenden, damit Louis bei seiner Rückkehr ins Elternhaus dem Papa Freude mache, und der eigentümlich anmutenden Formel: „Ein compliment von dem papa und Geschwister an Dich ich aber bin und verbleibe bis in den Tod Deine Frau Mutter M. C. Biagiuss.“ Die Anschrift auf dem Briefumschlag hat vorsichtigerweise der Vater geschrieben. Man gewinnt aus diesem Brief der Mutter nicht den Eindruck, daß sie oft Briefe schreibe; wir wissen ja, daß sie dazu gar keine Zeit hatte, denn der Haushalt und die Sorge für die Kinder, besonders für die erwachsenen oder heranwachsenden Töchter, in Verbindung mit der Sorge um den fränkischen, dabei dienstlich mit Arbeit überhäuften Gatten, nahmen sie vollständig in Anspruch. Seine Kenntnis von Vorgängen in der Heimat wird Louis, so weit er überhaupt etwas davon erfuhr, von seinen Studiengenossen, insbesondere wohl von Hergenbath, gehabt haben. Im März 1785 erhielt Louis den Brief des Vaters und die Sendung von 30 Louisd'or. Offenbar war er sehr überrascht davon, jetzt schon so viel Geld zu bekommen; am 6. März schreibt er: „Mit gerührtem Herzen statte ich Ihnen meinen kindlichen Dank für diese väterliche Güte und Liebe ab. Wäre ich doch im Stande, Ihnen nach Würde, den ganzen Umfang meiner Erkenntlichkeit zu schildern! Allein Worte sind hier zu schwach, und diese stumme Thräne sagt mehr, als gekünstelte rednerische Ausdrücke; sie bürgt Ihnen für die Empfindungen meiner Seele, u. für mein ernstliches Bestreben, mich so vieler Güte nicht unwürdig zu machen. Der allmächtige u. gütige Gott erhalte uns noch lange Ihr schätzbares Leben. Er segne Sie bei Ihrem herannahenden Geburtstage, mit seinem besten Segen, und lasse Sie diesen Tag noch oft recht heiter u. vergnügt bei guter Gesundheit überleben!“ — Auch die Bereitwilligkeit, für weiteren Violinunterricht noch einen nicht unerheblichen Geldbetrag zu gewähren, scheint Louis, zumal er gar nicht darum gebeten hatte, nicht erwartet zu haben; er hatte inzwischen die Geigenstunden schon aufgegeben und wollte auch nicht wieder bei demselben Lehrer damit anfangen, auch keinen neuen Lehrer annehmen, weil er mit Recht den allzu häufigen Wechsel als nachtheilig betrachtete. Da er aber sah, wie großen Wert der Vater auf die Ausübung des Gelehrten legte, und da er offenbar selber Freude an der Musik fand, entschloß er sich, für sich zu üben in der festen Zuversicht, daß er demnächst in einem Konzert in der zweiten Violine mitspielen könne. Weniger Genuß bereitete ihm das Klavierpiel; er hatte ja inzwischen sein Klavier von Hause erhalten, aber die Reise von Wiesbaden nach Göttingen scheint dem Instrument — es wird wohl auch kein hervorragendes gewesen zu sein — geschadet zu haben: „es ist alle Augenblick verstimmt u. der Ton wird immer schlechter.“ Die Gründe des Sohnes gegen die Wiederaufnahme der Unterrichtsstunden wollte der Vater freilich nicht gelten lassen und bot ihm abermals 2 Louisd'or für noch zwei weitere Monate an, damit er dann aber auch wirklich taust sein Violinpart im Konzert erledigen könne; als Vorbereitung dazu empfahl er öfteres Zusammenpiel mit anderen Studenten, etwa seinen Ausgenossen Goldner und Hergenbath. — Ubrigens fand Louis doch Gelegenheit, mit seinem bisherigen Violinlehrer zu sprechen, und dieser erklärte sich zur Fortsetzung des Unterrichts bereit, wenn es sich mit dem Vorlesungsplan einrichten ließe.

Wir erinnern uns, daß der Vater seine eigenen Gedanken über den Gemütszustand des Sohnes hatte und ihn auf das Göttinger Bier zurückführte. Daß etwa die Lebensweise einen Einfluß habe, war nicht von der Hand zu weisen, denn im Herbst, bald nach der Ankunft in Göttingen, am 28. Oktober, hatte Louis geschrieben, daß er sich bei seinen fleißigen Studien, da er abends um 11 Uhr schlafen gehe und früh um 5 Uhr mit der Vorbereitung zu seinen Vorlesungen beginne, recht wohl fühle und daß ihm seine Arbeit Freude bereite. Was dann zu der Vermutung des Vaters Anlaß gegeben hat, wissen wir nicht; der Brief Louis' über seine Melancholie ist nicht erhalten. Nun schrieb er: „Sie glauben, daß mein unangenehmer Gemütszustand, der mich seit einiger Zeit quälte, von dem göttingischen Bier komme. Es mag wohl etwas dazu beitragen, allein es ist doch schwerlich allein die Ursache davon, und ich halte es doch noch immer für den gesündesten Trand in Göttingen, weil das Wasser noch viel schlechter sein soll, ob es gleich dem Geschmack nach dem Gieser<sup>1)</sup> sehr weit vorzuziehen ist und der Franz Wein, wovon die Maas 18 bis 24 Marien Groschen ohngefähr . . . oder 1 Gulden 12 Kreuzer kostet ist hier gar kein Getränk für mich. Es ist überhaupt eine un-

<sup>1)</sup> Giesener.

gesunde Gegend und besonders für Fremde schädlich; daher sterben auch viele Studenten hier u. es sind beständig Kranke unter denselben, welches man lediglich dem schlechten Wasser und der Luft zuschreibt. Unterdessen befinde ich mich doch übrigens sehr wohl u. hoffe, daß mit dem kommenden Frühjahr auch mein Gemüth wieder sich aufheitern werde, u. ich muß Ihnen sagen, daß ich in Jöstein schon gemeinschaftlich den Winter zur Melancholie geneigt war, welches mir meine Bekannte, die um mich waren, oft vorwarfen“, den Rat, seine Pfeife Tabak gleich in der Frühe zu rauchen und dabei ein Glas Wasser zu trinken, hielt er für die Sommerzeit für ganz angebracht; im Winter zog er es vor, etliche Tassen Tee statt des Wasser. dazu zu trinken, da er am Vormittag drei Kollegien hörte und von dem einen Hörsaal zum andern jedesmal einen langen Weg zurückzulegen hatte.

Schon am 12. März erwiderte Regierungsrat Biagiuss auf den Dankbrief des Sohnes, der den Empfang der 30 Louisd'or ankündigte und zugleich das Vorlesungsverzeichnis für den nächsten Sommer enthielt. Bezüglich des Geldes schrieb der Vater: „Halte nur gute Wirtschaft damit, auf daß noch vor das künftige Winter halbe Jahr ein merckliches davon übrig bleiben möge. Deine Rechnung bis auf Ostern vergesse nicht, und die Melancholie oder, wie Du eigentlich hättest schreiben sollen, hypochondrie, gewöhne Dir ab, denn eine wie die andere macht das Gemüth und den Kopf düster und verdrossen, ist also dem Studiren äußerst hinderlich. Du hast ja keinen Verdruß und keinen Gemüthsstummer, wenigstens keine Veranlassung dazu. Und also laß Dein Gemüth immer heiter und fröhlich seyn und dies muß es seyn, wenn das Studiren einen guten Fortgang haben soll. . . . In dieser Verfassung mußt Du immer seyn, und eben so mit dem Fleiß anhalten und unter bestlichem Gebet zu Gott um seinen gnädigen Segen und Beistand Deine jetzige Berufs Geschäfte mit fröhlichem Herzen fort-treiben. Einen besseren periodum Deines Lebens als den jetzigen, wirst Du gewis nicht erfahren, denn mit einem ieden officio sind bald die bald jene Unannehmlichkeiten verbunden, da erfährt man erst Cabalen und Verdruß, wie es bei mir geko hier ist. Du wirst Dir deswegen schwerlich auf hiesige Dienste Hoffnung machen können, so lange die gegenwärtige Umstände fortdauern, und diese werden so bald noch nicht cessiren.“<sup>2)</sup> Dahero studire recht gründlich, damit Du auch anderwärts bestehen u. fortkommen kannst.“

<sup>2)</sup> = aufhören.

### Eine Strafe aus Nassaus alten Tagen.

Die verschiedenen Zeiten bringen nicht allein neue Bestimmungen und Gelese, sondern auch eine verschiedene Art in der Bestrafung der Vergehen. Es sind nun wohl schon 150 Jahre her, daß das an einem schweren Pfosten des Rathhauses befestigte Halsseisen in allen nassauischen Gemeinden verschwunden ist. Das Halsseisen war ein aus zwei Theilen zusammenklappbares starkes eisernes Band, das dem Abestäter um den Hals gelegt und dann mit einem Schloß zusammengehalten wurde. Eine etwa ein Meter lange Kette an dem Halsseisen war mit starken Haken an einem Pfosten so hoch befestigt, daß der Sträfling wohl stehen, sich aber nicht setzen oder hinlegen konnte. Die Strafe mit dem Halsseisen war durch die Karolina, die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahr 1532 angeordnet. Mit dem Halsseisen wurden geringere Vergehen, wie kleine Diebstähle, bestraft. Die Strafe wurde in aller Öffentlichkeit vollzogen, wodurch sie erst ihre rechte Härte erhielt. Wenn in den Mittagsstunden die Ortsbewohner von ihren Arbeiten draußen wieder daheim waren, so läutete der „Spieckmann“ die Gloden. Er führte seinen Namen des langen Spieckes wegen, den er auf seinen Dienstgängen als Zeichen seines Amtes und seiner Würde in der Hand trug. Jeder Ortseingewesene hatte nun Gelegenheit, den Bösewicht an der Kette zu sehen und auch den Grund solcher schimpflichen Bestrafung zu erfahren, der jetzt laut bekanntgegeben wurde. Wie ein Lauffeuer war es im ganzen Orte bekannt, was dieser Gefesselte begangen hatte. In der Regel dauerte die Fesselung eine Stunde, die voll auf genügte, um den Abestäter als solchen zu kennzeichnen. Daß es an Spottreden gegen den Gefasteten nicht fehlte, läßt sich leicht denken. Mitleidige Menschen werden sie wenige gefunden haben. Das Halsseisen kam außer Gebrauch, als es dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprach. Wohl spricht man heute noch davon, daß es diesem oder jenem unverbesserlichen Bösewicht heilsam wäre, wenn er an den Pranger gestellt, d. h. öffentlich als Abestäter, bekanntgegeben würde.